Das Musikmuseum im Gefängnis

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-843294

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

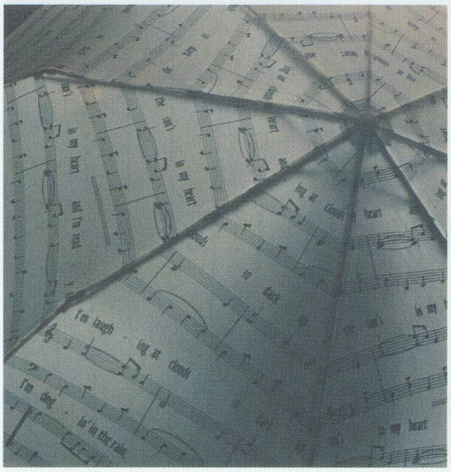
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Musikmuseum im Gefängnis

«Du, Nummer 432, Menschlein – lass dich nicht besoffen machen von der Nacht! Deine Angst ist mit dir in der Zelle, sonst nichts! Die Angst und die Nacht. Aber die Angst ist ein Ungeheuer, und die Nacht kann furchtbar werden wie ein Gespenst, wenn wir mit ihr allein sind.» Kann in Wänden, die rund 150 Jahre von dieser beängstigenden Atmosphäre durchtränkt waren, ein Museum entstehen, welches sich der schönen Seite des Lebens – der Musik mit ihrer ganzen Vielfalt und ihrem Ausdruck von Lebendigkeit – widmet?



Bereits im Jahr 1840 zählte der Lohnhof 24 Zellen, in denen arme Sünder ihre Strafen abzusitzen hatten. Der alte Begräbnisplatz aus früheren Klosterzeiten diente ihnen als Spazierraum. In den 40er-Jahren des vorletzten Jahrhunderts liess sich auch die städtische Polizeidirektion im Lohnhof nieder. Der bekannte Baudirektor Amadeus Merian richtete in jener Zeit die Büros und einen Saal für das Strafgericht ein. Merian fasste den südlichen Trakt, die ehemaligen Ökonomie- und Wohnhäuser der Kanoniker, zusammen. Abgesehen von kleinen Veränderungen, liess er den Kreuzgang stehen, das Gefängnis am Kohlenberg hingegen, das in den Mauern der ehemaligen Klosterbibliothek lag, ergänzte er um das zweite Obergeschoss. Bei dieser Aufstockung wurde der alte Dachstuhl, der eine hervorragende Holzqualität besitzt, wiederverwendet, d.h. auf dem neuen Geschoss wieder aufgerichtet. Wesentlich tiefere Eingriffe brachte der Neubau des Gefängnisses nach Plänen von Viktor Flück ab 1897. Damals wurde der Klosterkreuzgang abgerissen und durch das so genannte Frauengefängnis ersetzt. Auch die von Amadeus Merian ergänzte Zelleneinteilung im Flügel am Kohlenberg wurde im Flückschen Umbau komplett erneuert und 1921 wurden die Büros der Staatsanwaltschaft im südlichen Bereich neu eingeteilt. Schliesslich erfolgte 1970 ein weiterer Eingriff. Für Büros und Labors des Kriminalkommissariats wurden die Dächer um den Eckturm im Süden von Grund auf neu gebaut. Dabei fiel das spätgotische Pyramidendach des Eckturms der Renovation zum Opfer.

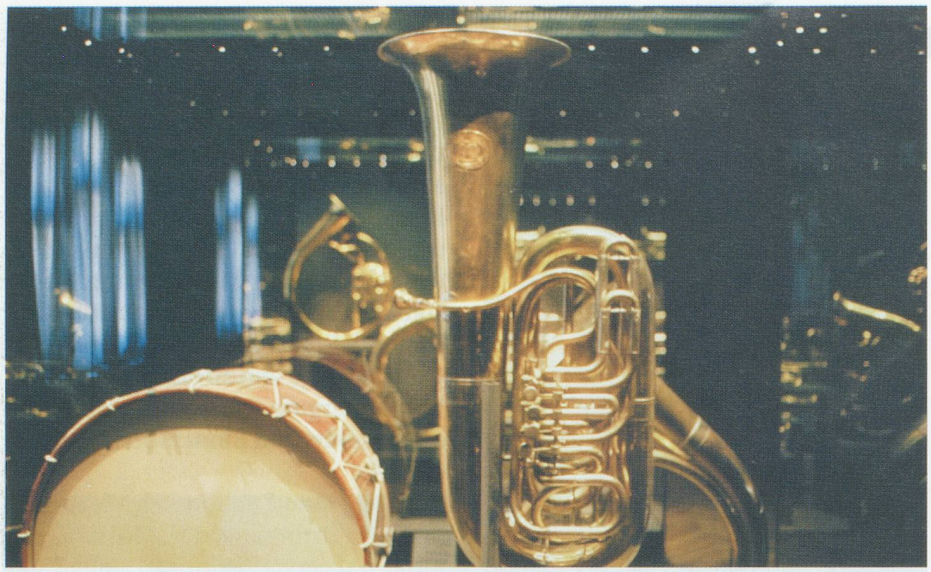
Der neue Lohnhof

Als der Basler Souverän 1988 dem Bau des «Waaghofs» an der Heuwaage in der Nähe des alten Richtplatzes vor dem Steinentor zustimmte, waren die Tage des Lohnhofs gezählt. Mit einem Planungskredit von 400 000 Franken wurde ein Lohnhof-Projekt vorangetrieben, welches unter anderem das Einrichten eines Musikmuseums im Männerzellentrakt vorsah, welcher sich wegen der kleinen und hochliegenden Fenster kaum für Büros oder Wohnzwecke eignete. Der Regierungsrat hatte in den neunziger Jahren den Haupt-Nutzungsideen für das ehemalige Gefängnis seinen Segen erteilt. 16 Eigentumswohnungen für gehobene Ansprüche im Bürotrakt, das Musikmuseum im Lohnhof im Männertrakt sowie ein Gast- und Freizeittrakt im Frauentrakt. Dieser umfasst ein Restaurant, ein Hotel, ein Schülerfoyer, Musikübungs-Werkstätten, einen Begegnungsraum mit Bibliothek für die English Speaking Community, einen Jazz-Keller am Kohlenberg und – last but not least – die Baseldytschi Bihni.

Eines stand schon sehr früh fest: die Unterbringung der Musiksammlung hat erste Priorität. Allerdings

Sammlung Bernoulli

Wilhelm Bernoulli-Preiswerk leitete als evangelischer Pfarrer in Greifensee das Diakonenhaus. Als leidenschaftlicher Sammler von Blechblasinstrumenten und Trommeln erstand er bereits 1926 in Frankfurt sein erstes Instrument – ein Posthorn mit Klappen. Bernoulli hat in einer Zeit europäische Blechblasinstrumente gesammelt, als die meisten Sammler sie noch nicht entdeckt hatten. So gelang es ihm, die Trompetengeschichte fast lückenlos darzustellen, angefangen bei einer barocken Langtrompete. Als er 1980 starb, vermachte er seine Sammlung dem Kanton Basel-Stadt mit der Auflage, dieses Geschenk von 900 Blechblasinstrumenten auszustellen, was der Regierungsrat Schneider seinerzeit auch unterschrieben hatte. Dieses Damoklesschwert, welches über der Sammlung schwebte – denn sie war, falls die Bedingung nicht erfüllt wurde, jederzeit rückforderbar – konnte mit dem Bau des Musikmuseums endlich beseitigt werden.



liess die finanziell angespannte Lage des Kantons das Projekt alsbald in weite Ferne rücken. Dabei herrschte absoluter Notstand für das Musikinstrumentenmuseum, und es bestand dringender Handlungsbedarf für das Historische Museum: Man kann schon von einer Odyssee sprechen, welche die Basler Instrumentensammlung seit dem 19. Jahrhundert erlebte. Seit ihren Anfängen unter dem Konservator Moritz Heyne (1869 – 1883) hatte die Ausstellung sage und schreibe achtmal die Bleibe gewechselt. Die Tatsache, dass die Sammlung in der Leonhardsstrasse seit 40 Jahren in unverändertem Konzept präsentiert war und der Mietvertrag für das Haus zum Rosengarten auslief, liess die Verantwortlichen schon seit geraumer Zeit nach einer zukunftsträchtigen Lösung Ausschau halten. Auch das Publikumsinteresse für das alte Museum hatte während den letzten 10 Jahren beträchtlich abgenommen. Technik und Sicherheit genügten in keiner Weise mehr dem Standard. Der Schock einer knapp verhüteten Brandkatastrophe und der Diebstahl einer seltenen Violine unterstrichen die Dringlichkeit dieses Anliegens.

Die Projektkosten betrugen insgesamt acht Millionen Franken. Fünf Millionen davon wurden dem Historischen Museum Basel, dem das Musikmuseum angegliedert ist, im März 1995 von Jenny von Leber-Sarasin (1913 – 1999) geschenkt. Dem mäzenatischen Beispiel von Frau Leber-Sarasin folgten Paul Sacher, die Stiftung und der Verein des Historischen Museums Basel und die Jenny-Adèle-Burckhardt-Stiftung. Von Paul Sacher hat die Sammlung auch regelmässig Objekt-Zuwendungen erfahren, namentlich, als Sacher 1956 den Ankauf der Sammlung Otto Lobert ermöglichte.

Obwohl das Projekt sehr bestechend wirkte, kamen immer wieder Zweifel auf – Zweifel über seine ethische Vertretbarkeit. Vor allem wurden Stimmen laut, die es als pietätlos erachteten, an einem Ort, wo bis in die jüngste Vergangenheit Tausende von Menschen in engen Zellen eingesperrt waren, kulturelle Veranstaltungen zu organisieren und ein Musikmuseum – ein Ort, den man mit Ruhe, Friede und Besinnlichkeit verbindet – einzurichten. Hier einem Publikum Türen zu einer Welt zu öffnen, die zum Aus- und Einschliessen da war, wo an allen Wänden noch Spuren von Schmerz und Verzweiflung spürbar sind. Zelle liegt dicht an Zelle, jede birgt eine Welt für sich, eine Welt aus vielen einander überlagernden Geschichten, Momentaufnahmen menschlicher Schicksale, Spuren von Langeweile, Verzweiflung, Wut, Angst und Sehnsucht. Diese Spuren waren nie für die Öffentlichkeit bestimmt.

So meint auch Veronika Gutmann, die Kuratorin des neuen Musikmuseums in einem Interview in der BaZ, dass sie Zweifel überkommen hätten,

The Bird's Eye

Als der Jazzclub «The Bird's Eye» 1994 an der Elsässerstrasse seine Türen öffnete, war dies eine Pionierleistung von ein paar unermüdlichen Jazzbegeisterten und dem Bassisten Stephan Kurmann. Es gab damals in Basel schon seit langem keinen Jazzclub mehr mit regelmässiger Live-Musik. Weil das Bell-Areal ja eher ab vom Schuss ist, griff der Verein Jazz-Live Basel unter dem Präsidium von Beatrice Oeri zu, als es darum ging, an einen zentraleren Standort zu wechseln. Das neue Clublokal befindet sich in der ehemaligen Häftlingsturnhalle des Lohnhofs. Wegen der Akustik und des Trams am Kohlenberg musste der Einbau des Bird's Eye als Raum-im-Raum–Konstruktion konzipiert werden. Das neue Lokal ist grösser und konnte, was besonders reizvoll ist, nach den Bedürfnissen der Club-Betreiber umgebaut und eingerichtet werden.

als sie in einer ersten Vorbereitungsphase 1992 den Lohnhof besucht habe. Das war drei Jahre, bevor das Gefängnis geschlossen wurde. «Das war eher grauenvoll. Von den Räumen her war es vorstellbar, dass dort ein Musikmuseum entstehen könnte. Wir waren der Ansicht, die Zellen eignen sich für die Präsentation der überwiegend kleinformatigen Objekte. Aber die Atmosphäre war so mies und destruktiv, dass sich das irgendwie verwischt hat. 1995 waren die Räume dann leer, aber der Mief war immer noch da. Der ist erst weg, seit der Umbau fertig ist...» Die Auflage von der Denkmalpflege war, die Raumstruktur beizubehalten. Die Aussenwände und

die tragenden Mittelwände mit den Zellentüren durften nicht angetastet werden. Die Seitenwände, die die Zellen voneinander trennten, durfte man hingegen verändern, weshalb sie herausgebrochen wurden, um in den neu aufgebauten Wänden Vitrinen einzubauen. Eine Zelle wurde in seinem Originalzustand erhalten und in den Ausstellungsrundgang integriert. Nicht aus Effekthascherei, wie der Museumsdirektor von Roda versichert, sondern aus Respekt vor dem Bauwerk mit seiner mit menschlichen Schicksalen beladenen Geschichte.

Gestaltung

Mit seiner Eröffnung im November 2000 sind die Bedenken gegenüber dem Museumsprojekt in der Öffentlichkeit geschwunden. Das Experiment scheint gelungen: Der strengen Gefängnisarchitektur des 19. Jahrhunderts konnten optimale Ausstellungsbedingungen abgewonnen werden. Ein Konzept, welches die Welt der Musikinstrumente verblüffend abwechslungsreich erscheinen lässt: Von der Harfe bis zur Zugstrompete sind 650 Objekte aus der Zeit um 1500 bis heute ausgestellt. Aber auch die Einbettung des Museums in seine unmittelbare Umgebung ist bemerkenswert: Die Besucherinnen und Besucher haben aus der Ausstellung einen überraschenden Ausguck in die bedeutendste spätgotische Hallenkirche am Oberrhein. Auf der anderen Seite verbindet das Tür an Tür benachbarte Hotel Au Violon in seinem Namen die alte und die neue Gebäudenutzung. Unter dem Museum befindet sich der vom Verein Jazz-Live Basel betriebene Bird's Eye-Jazzclub. Im so genannten Freizeit-Trakt werden Musikübungsräume vermietet.

Auf drei Stockwerken haben die Basler Architekten Morger und Delego einen «Ort der Kontemplation, Konzentration und Würde» geschaffen. Wo noch vor wenigen Jahren Häftlinge und Wärter am Esstisch sassen, stehen jetzt Tasteninstrumente und Harfen. An der Wand zwei Gemälde von Joseph Esperlin aus dem 18. Jahrhundert mit Szenen aus dem hausmusikalischen Leben der Familie Ryhiner, davor ein Basler Spinett, das wie aus dem Bild herausmontiert wirkt. Acht Zellen säumen den Gang, die Eingänge so schmal wie zu Gefängniszeiten, darin Kostbarkeiten aus den reichen Sammlungsbeständen. Man muss den Kopf schon etwas einziehen – die Denkmalpflege pochte auf Erhaltung der originalen, nur 180 Zentimeter hohen Zelleneingänge – will man in die diversen Musikwelten eintauchen. Vergitterte Fensterluken halten den Lärm von draussen fern. Und drinnen glänzt ein edles Waldhorn.

Kindertagesheim Schnäggehysli

Barbara Züger hat schon vor Jahren im Neubadquartier ein privates Tagesheim für Kleinkinder gegründet und zusammen mit einem engagierten Team aufgebaut. Als sich im Rahmen des Lohnhofkonzeptes die Möglichkeit abzeichnete, das alte Pförtnerhäuschen für ein solches Tagesheim umzubauen – meldete sich vorerst niemand – ausser eben Barbara Züger. Und so zog sie mit ihrer kleinen Gästeschar im November 1998 in das romantische Pförtnerhaus vor den Toren des eigentlichen Lohnhofes. Heute ist das kleine Haus in dieser äusserst reizvollen Umgebung erfüllt mit Kinderlachen und Streitereien, mit Tränen, mit Trösten, gemeinsamen Essen und Aktivitäten.

Die dunklen Räume beherbergen 650 Musikinstrumente. Unter anderem die grösste Sammlung von Blechinstrumenten der Welt. Das Ausstellungskonzept umfasst die Themen: «Musik in Basel», «Konzert, Choral und Tanz» sowie im obersten Stockwerk «Parade, Feier und Signale». In 21 Zellen des ehemaligen Untersuchungsgefängnisses stehen zwischen den beidseitig angeordneten Glasvitrinen mit den Exponaten jeweils Konsolen, auf denen ein «Touchscreen» angebracht ist. Über diese interaktiven Computerterminals kann das Publikum Wissenswertes zu den ausgestellten Instrumenten erfahren und über 200 Musikbeispiele abrufen.

Es lässt sich wunderbar wandeln in den dunklen Räumen des Museums und aus den einzelnen Zellen klingen Musikbeispiele. Es lockt etwa die früheste Ton-Aufnahme eines Saxophons in den entsprechenden Raum. Dort hängen vier von Adolphe Sax, dem Erfinder des Saxophons, persönlich gebaute Originale. Der Computer liefert dazu die nötigen Informationen und verschiedene Musikbeispiele. Für die Beschallung wurde eine zellengerechte Lösung gewählt: Jede Zelle verfügt über eine akustikoptimierte Decke mit einem Lautsprecher, den die Besucherinnen und Besucher durch Berühren des Informationsbildschirmes selber aktivieren können, um Musikbeispiele zu den ausgestellten Instrumenten erklingen zu lassen.

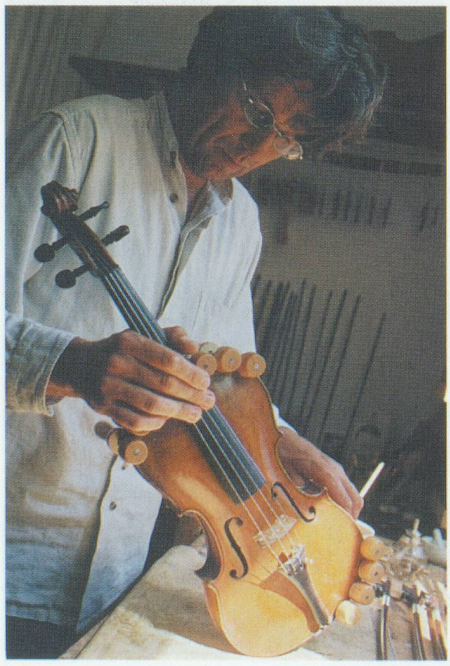
Kammermusik des Barock, «europäische Trommeln», «Musik der Jagd», «Öffentliche Konzerte und Hausmusik» heissen die Themen anderer Zellen. Weiter gehts mit «Parade, Feuer und Signale», und wir beginnen zu verstehen: Musik ist nicht nur, was im Konzert erklingt: Instrumente können auch der Mitteilung dienen, bei der Jagd, der Post, im Militär. Was der Besucher vergebens sucht, sind so auserlesene Geigen wie, wer kennt sie nicht dem Namen nach, zum Beispiel die von Stradivari. Für eine Geige, die während ihres ganzen Lebens intensiv gespielt wurde, ist das Museum nicht der geeignete Ort. Bleibt sie «untätig» in einer Vitrine legen, stirbt das Holz und damit der Klang dieses einmaligen Instrumentes. In Italien gibt es einige Stradivari-Geigen. Dort kommt der Professor allerdings jeden Tag und übt auf ihnen, weil sie eben gespielt werden müssen. Danach kommen sie jeweils wieder in die Vitrine zurück. Hier in Basel wäre es nicht praktikabel, Instrumente in der Sammlung zu haben, die eigentlich ausgeliehen und gespielt werden müssten, um sie am Leben zu erhalten.

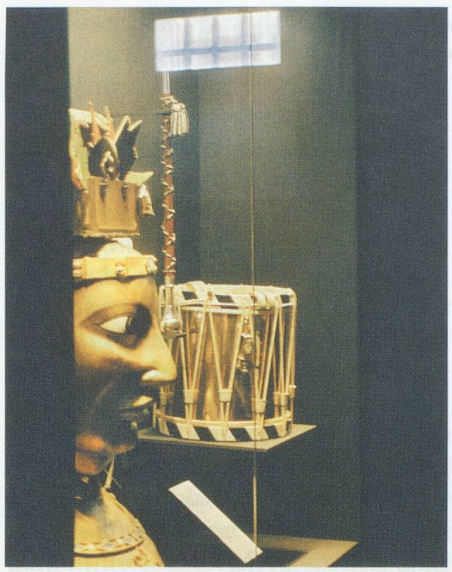
Musikmuseum – für wen?

Musik ist ein unbestrittener Bestandteil unseres Lebens. Musik weckt Emotionen, schafft Verbindungen, ist ein lebendiger Bestandteil der Kultur. Musik wird mit Instrumenten erzeugt, sie stehen für eine grosse Vielfalt und meisterhafte Erfindung und Fertigung über Jahrhunderte.

Atelier für Geigenbau

Jürg Buchwalders Atelier für Geigenbau ist nicht ganz einfach zu finden. Wer ihn an seinem Arbeitsplatz besuchen möchte, muss durch das gleiche Eingangstor gehen, welches zum Centerpoint führt. Das Atelier selber liegt etwas versteckt, über Gäste freut er sich immer. Gäste sind ihm immer willkommen und dass man ihm bei der Arbeit über die Schulter schaut, stört ihn in keiner Art und Weise. Neben Reparaturen und Restaurationen ist Jürg Buchwalder einer der ganz wenigen in der Schweiz, die auch neue Instrumente bauen; eine Kunst, die heute recht selten geworden ist. So kann es nicht erstaunen, dass in seinem Atelier manchmal fast das Gefühl aufkommt, man befände sich bereits im Musikinstrumentenmuseum, denn wo sieht man schon so viele Arten von Saiteninstrumenten in ihren diversen Baustadien?





Das Museum vermittelt also über die Instrumente und Musikbeispiele musikalische Ausdrucksformen aus den vergangenen fünf Jahrhunderten. Es zeigt deren Anwendung durch die Gesellschaft, sei es im Rahmen staatlicher Repräsentationen, in Kirche und Kloster, beim Militär, bei der Jagd, im Vereinsleben und im öffentlichen Leben wie beispielsweise im Verkehr, in Oper und Konzert, aber auch in der privaten Welt. Das Museum wendet sich an alle, denen Musik etwas bedeutet und ist damit im besten Sinne populär. Auch wenn die internationale Herkunft der Instrumente in der Ausstellung überwiegt, so sind doch die ältesten ausgestellten Instrumente in Basel entstanden oder schon zu ihrer Entstehungszeit in die Stadt gelangt. Mit einer Schelle aus dem Basler Münsterschatz, zwei mit dem Baselstab dekorierten Trommeln, zwei Standestrompeten und einem Virginal – in seinem Klang ein dem Cembalo ähnliches Instrument – sind Kirche, Staat und privater Bereich schon für das 16. Jahrhundert mit repräsentativen Beispielen vertreten. Der Basler Kaufmann Andreas Ryff hatte die Kostbarkeit möglicherweise auf einer seiner Geschäftsreisen in Antwerpen erworben und als Brautgeschenk nach Basel gebracht. Dafür sprechen u.a. die Darstellungen von Granatäpfeln als Symbol der Liebe und Fruchtbarkeit sowie das Familienwappen in Verbindung mit der Jahreszahl 1574, dem Hochzeitsjahr von Ryff.

Selbstverständlich sind auch jüngste Beispiele im Museum zu finden. So überrascht zum Beispiel ein Alt-Saxophon mit dem Design von Alessi, ein Name, den wir ja eher von Küchengeräten her kennen. Was ganz fehlt und was das Museum versäumt hat aufzubauen, sind Elektrik-Instrumente. Elektrogitarren sind offenbar heute schon sehr gesucht und werden auf Auktionen bereits zu hohen Preisen gehandelt. Mit dem kleinen Budget, über welches das historische Museum verfügt, ein Unding, auf den bereits fahrenden Zug aufzuspringen. Schade, denn vielleicht hätte dies gerade auch ein jüngeres Publikum angesprochen, ein Publikum, das wir ja oft in unseren Basler Museen vermissen. Innerhalb des Lohnhofprojektes und der ganzen Museumsvielfalt der Stadt Basel hat es jedoch seinen berechtigten Platz gefunden. ■

Interessierten Leserinnen und Lesern empfehlen wir die Führung durch das Musikmuseum am Donnerstag, 9. Januar (vgl. dazu auch den Programmteil in dieser Akzént-Ausgabe, Seite R6).

Baseldytschi Bihni
... oder Theater im Domus

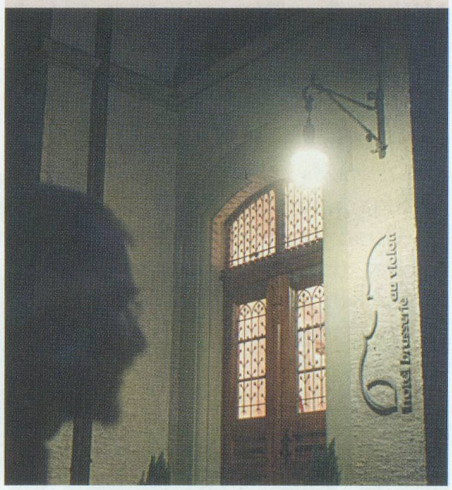
Die Theaterräume der Baseldytsche Bihni sind im Untergeschoss des ehemaligen Rapporthauses der Staatsanwaltschaft und des Polizeipostens eingebaut. Das heute zwischen den neueren Bauten eingekeilte, ursprünglich nahezu alleinstehende Haus in der Südecke des Klosterareals wird in den historischen Quellen «Domus» genannt, d.h. das Wohnhaus des Bischofs. Das Kellertheater verfügt über 144 Plätze. Es wird vom Verein Baseldytschi Bihni getragen, der seinem Grundgedanken treu bleibt, mit Amateurschauspielern unter professioneller Anleitung Theater zu spielen und gute Unterhaltung auf baslerische Art zu bieten.

Wann wird gespielt:
Ab 8. November 2002 bis 14. Juni 2003, Donnerstag bis Samstag, mit einer Eigenproduktion «Oh, du arme Bappe» und Gastspielen

Interessierten Leserinnen und Lesern empfehlen wir den Theaterbesuch am Freitag, 24. Januar (siehe auch Programmteil dieser Akzént-Ausgabe, Seite R7).

Au Violon
Umwandlungen von Klöstern in Hotels und Kirchen in Kaufhäuser sind sicher nicht mehr ungewöhnlich. Neu im Trend ist offenbar die Umnutzung von ehemaligen Gefängnissen in Hotels. Wie aus einem Gebäude, das die Stationen Kloster und Gefängnis durchlaufen hat, schliesslich ein Hotel mit einer Brasserie wurde, zeigt das Beispiel von der Verwandlung des Lohnhofs ins «au Violon». Heute erinnern noch die Aufteilung der Hotelzimmer und die vergitterten Fenster an ihren ursprünglichen Verwendungszweck.

«Aller au violon» heisst «ins Gefängnis gehen» oder eben – auf neudeutsch sozusagen – ins Hotel gehen? Die alten, schauerlichen und düsteren Zellen im Frauentrakt, die manchen Gefangenen das Leben zu Hölle machten, sind heute Hotelzimmer. Obwohl modern und gemütlich, und obwohl je zwei Zellen zusammengelegt wurden, haben sie ihren «Knastcharakter» nicht ganz verloren. Was früher für alle, die im Lohnhof eingebuchtet waren, als echte Strafe galt, wird heute – Zeichen der Zeit – als einzigartiges Erlebnis «vermarktet».



Verwendete Literatur

Borchert, Wolfgang, Die Hundeblume, aus: «Das Gesamtwerk», Ex Libris Verlag 1973

Händler Stella, Einsichten – der Lohnhof nach 175 Jahren als Gefängnis, 1996

Händler/Rohrbach, Einsichten, ein Projekt im ehemaligen Lohnhofgefängnis, Basler Stadtbuch 1996, CMS Verlag, 1997

Vogt Christian, Der Lohnhof, Basler Stadtbuch 1991, CMS Verlag, 1992

Von Roda Burkhard, Das neue Musikmuseum, Basler Stadtbuch 2000, CMS Verlag, 2001

Ohlthat Martina, Ein stolzes Haus ganz für Musik, BaZ, November 2000